

Die Perle der Uckermark

PRENZLÄU

Gottgesegnetes Land zwischen Stettin und Schorfheide

Von Hans Wienandt

Prenzlau, herrlich gelegen am Uckersee, der reich an Fischen ist und dessen mit Schilf umrahmtes Wasser von jeher unzählige Schwäne durchfurchen — das Wappen der Stadt ziert der Schwan — war in früheren Zeiten eine gar trutzige Stadt stolzen, eigenwilligen Bürgertums, das auf sein Recht pochte und Eindringlingen tapfer entgegentrat. Die Reste der alten Stadtmauer, die den Kern der Stadt umschlossen, granitne Tore, wie das Schwedter Tor und das Stettiner Tor an den Ausfallstraßen in die Umgebung, der Hexenturm im Stadtpark und der Pulverturm unweit der wundervollen Marienkirche, verkünden noch heute, daß Prenzlau eine wehrhafte Stadt war, die treu zur Mark Brandenburg hielt.

Im Februar 1425 konnte Prenzlau die Bewährungsprobe seiner Standhaftigkeit gegenüber einem schnöden Verräter innerhalb seiner Mauern beweisen, der es gewagt hatte, die Stadt den Pommern zu verkaufen und ihnen auszuliefern. Diese Schandtats beging ihr Bürgermeister, den sechs Monate später die Todesstrafe traf. Die Getreuen der Stadt sann unentwegt auf Rache und brachten es dahin, daß Markgraf Johann, des Kurfürsten ältester Sohn, mit 2000 Mann eines Nachts in Prenzlau eindrang und die Pommern zum Teufel jagte. Der oberste Stadtknecht, namens Rödinger, führte die Märker durch das Mühlenfließ. Er trug, wie die Mär verkündet, die ganze Mark Brandenburg in der Person Johanns auf seinen Schultern. So geschahen vor mehr als fünf Jahrhunderten...

In dem Auf und Ab der Geschichte entwickelte sich Prenzlau zu einer wohlhabenden Stadt inmitten einer von der Natur in jeder Beziehung begnadeten Umgebung. Eine Land- und Kreisstadt mit günstigen Verbindungswegen nach Berlin, Stettin und Stralsund; eine Stadt, in der reges wirtschaftliches und kulturelles Leben pulsierte, in der bei aller Aufgeschlossenheit preußische Sparsamkeit und Zucht herrschten. Der fruchtbare Boden ihrer Umgebung erzeugte vor allem Kartoffeln und Zuckerrüben. Die Uckermark war die Zuckermark, gekennzeichnet durch eine vorbildliche Zuckerfabrik. Das Hinterland mit seinen großen Gütern

kurbelte den Handwerkerstand zu dauernden Höchstleistungen an. Stadtbaulich war Prenzlau weithin bekannt durch seine hochragende Marienkirche, ein Kleinod gleich der Lübecker Marienkirche. Der Marktplatz mit dem

Rathaus, sanft ansteigend zur Hauptverkehrsstraße, bildete das Zentrum der Stadt. Ihr sorgsam gepflegter Park mit seinen Gräbern aus der Vorzeit war eine Erholungsstätte stiller Einkehr nach des Tages Last und Arbeit. Saubere, wenn auch zum Teil noch schlechte gepflasterte Straßen durchzogen das Stadtbild, das zu einem Panorama der Fachwerkkunst aufstieg.

Auf Schritt und Tritt begegnete man einer stolzen Vergangenheit. Der konservative Zug war überall zu spüren, ohne daß er sich der Neuzeit verschloß. Handel und Gewerbe blühten, Industrieunternehmen regten sich, das kul-

turelle Leben blühte auf, der Fremdenverkehr stieg von Jahr zu Jahr, die Verbindungen nach allen Richtungen der Windrose waren außerordentlich günstig und preiswert. Sie erschlossen dem Auge die verborgenen Schönheiten der Natur inmitten einer Landschaft, die, weiß der Himmel! keine Streusandbüchse war. Die Schorfheide und die verträumten Seen galten als das Ziel aller Wanderlustigen, vor allem in der schönen Jahreszeit, und wer nicht weit pilgern wollte, fand nach einem herrlichen Spaziergang längs des Uckersees am Kap eine Stätte, von der aus der Blick weit hinaus ins Land schweifen konnte. Fürwahr: Prenzlau war eine gottgesegnete Stadt, in der das Leben lebenswert war!

Als am 26. April 1945 die russische Kriegsfurie über Prenzlau einbrach, war der Anfang vom Ende gekommen. Die Altstadt ging in Flammen auf, das Chaos feierte blutige Orgien, zum Teil ausgelöst durch einen unverständlichen Widerstand. Die Wunden, die Prenzlau erlitten hat, werden nie ganz ausheilen. Seine Schwäne ziehen aber nach wie vor ihre Kreise auf dem Uckersee, ruhig und stolz. Sie kümmern sich nicht um das Getriebe der Welt. Uns aber, die wir Prenzlau, die Perle der Uckermark, liebten und lieben, hat

die Hoffnung nicht verlassen, daß dereinst neues Leben dort einziehen wird. Ansonsten hätte die Weltgeschichte ihren Sinn verloren.



Die St.-Marien-Kirche in Prenzlau zählte zu den stolzesten Backsteinbauten im nord-deutschen Raum. Im Jahre 1945 wurde sie vollständig zerstört. (Leihgabe: Pastor Gueffroy)

Alte trutzige Stadt am herrlichen Uckerseestrand

Ich kenn' eine alte und trutzige Stadt,
Die stolz einen Schwan in dem Wappenschild hat,
Im Wasser, da spiegelt sich wieder ihr Bild,
Und Wiesen und Acker umgeben sie mild.
Es rauschen die Wogen und Wellen heran
Und mächtig hebt es zu klingen dann an:

Prenzlau, am herrlichen Uckerseestrand,
Prenzlau, so alt und so schön,
Du, unsre Heimat, uns allen verwandt,
Treu laß' zusammen uns sfehn!

Ich kenn' eine alte und trutzige Stadt,
Es fliehen die Jahre, es dreht sich das Rad.
Doch eins ist geblieben, hier schaut du noch heut'
Die Mauern und Tore vergangener Zeit.
Kühn ragen die Türme zum Himmel empor,
Und feierlich läuten die Glocken im Chor:
Prenzlau ...

Ich kenn' eine alte und trutzige Stadt
Und freu' mich der Bürger, sie werden nicht matt,
Heiß treibt sie die Liebe zu Herd und zu Haus,
Sie zogen schon oftmals fürs Vaterland aus.
Und wirft sie der Sturm auch nach Ost und nach West,
Sie kehren doch wieder, die Heimat hält fest:
Prenzlau ...

Text und Musik von Lehrer Emil Reichert-Prenzlau.

St. Marien

Von Pastor Gueffroy

Wenn man sagt: „Paris ist Frankreich“, so könnte man auch sagen: „St. Marien war Prenzlau“. Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth! Dieses Wort gilt von St. Marien in der Hauptstadt der Uckermark, Prenzlau. Der Dom war jedes Uckermärkers Stolz und Freude. „Wenn sie uns nur nicht unsere schöne Marienkirche zerstören“, klagte eine Prenzlauer Frau, als die ersten Bomben in der Nähe gefallen waren.

Als ragendes Wahrzeichen grüßen die beiden Turmstümpfe den Wanderer schon aus weiter Ferne, von welcher Himmelsrichtung er sich auch der Stadt nähern mag. Der Volksmund nennt sie den „uckermärkischen Stäbelknecht“, gemeint ist Stiefelknecht. Majestätisch ragt er über den großen Uckersee, an der Schauseite mit grün glasierten Steinen an den sonst roten Backsteinen verziert. Den Namen des Baumeisters kündigt kein Lied, kein Heldenbuch. In jeder größeren Baukunstgeschichte ist zumindest der Ostgiebel mit seinem wundervollen

Maßwerk und mit den vielgestaltig reizvoll profilierten Pfeilern abgegliedert, wenn nicht der ganze Dom. Über sechshundert Jahre hat er allen Stürmen trotzen können, bis er im April 1945 dem Krieg zum Opfer fiel und vernichtet durch Sprengung und Brand, nun als Ruine inmitten der zu achtzig Prozent zerstörten einst so blühenden Stadt steht.

St. Marien war kein Fürstengeschenk, sondern entstand aus dem Willen und Opfersinn der Einwohnerschaft. Um das schöne Gotteshaus herum gruppierten sich, einst rohr- und schindelgedeckt, bescheiden die Häuser der Bürger, das geräumige Rathaus und die anderen vier Schwesterkirchen, von denen St. Jakobi völlig zerstört worden ist, während St. Nikolai und St. Sabinen am Uckersee noch in Gebrauch sind und die reformierte Dreifaltigkeitskirche den reformierten und den katholischen Christen als Gotteshaus dient.

Im Ostgiebel von St. Marien hing ein Armsündererglöckchen, das so manchem das Geleit auf das Hochgericht vor der Roßstraße gesungen hat. Bis zur Errichtung des städtischen Friedhofs sind im Schutz der großen Stadtkirche die Armen, während in der Kirche die Hochgeborenen zur letzten Ruhe bestattet worden. Anno 1529 hielt die Reformation ihren Einzug in St. Marien. Der Dreißigjährige Krieg ging auch mit seinen Schrecken über die Stadt hinweg und hinterließ manche furchtbaren Spuren. Die Leiche des Schwedenkönigs Gustav Adolf stand 1632, von Ehrenwachen umgeben, im Mittelschiff der Kirche aufgebahrt.

Im Jahre 1512 erhielt das Gotteshaus seinen schönsten Schmuck, den prachtvollen, 1842 instandgesetzten Flügelaltar, der in der Werkstatt eines Lübecker Meisters entstanden ist. Ein Prachtwerk besonderer Art war der in Gold und Blau strahlende, filigrandurchwirkte, figurenreiche Marienaltar, den man, um ihn vor der Zerstörung zu retten, beim Herannahen der russischen Truppen in einen der Türme einmauerte, in dem er jedoch infolge der Hitze beim Brand verkohlte. Erwähnenswert sind noch die von einem Ehrenbürger gestiftete Beleuchtung, die bronzene Taufe und zwei herrliche Abendmahlskelche.

Die einst achtzig Meter hohen Türme sind des öfteren von Blitzschlägen getroffen worden. Dadurch wurde der Oberbau zerstört, so in den Jahren 1546, 1567, 1596, 1620, 1638. Der Nordturm mit der Türmerwohnung erhielt wohl schon nach dem ersten dieser Brände das Satteldach mit grauen Putzgiebeln, eine Kappe, die nicht zum Kleide paßt, aber immerhin ein Stück Kulturdenkmal jener Zeit darstellt. Die Not des Dreißigjährigen Krieges machte einen Wiederaufbau des Südturmes, des Glockenturmes, unmöglich, so daß er in dieser Form bis in die letzte Zeit erhalten geblieben ist.

Der letzte Krieg hat das Innere der Kirche und zum Teil auch die Mauern zerstört. Ob und wann eine Wiederherstellung erfolgen kann, weiß Gott allein.

Stettiner Theaterleben

Ein Erinnerungsblatt / Von Ulrich Wegener

Es ist verständlich, wenn im geselligen Kreise die Erinnerung an die Heimatbühnen gepflegt wird, in liebevollem Gedenken an die unvergeßlichen Stunden, die Vieltausende einst in „ihrem“ Theater erleben durften. Als ich kürzlich ein umfangreiches Buch über die zweihundertfünfzigjährige Theatergeschichte des ehemaligen Hof- und heutigen Staatstheaters von Braunschweig in die Hände bekam, lernte ich durchaus den Stolz der Bürger an der Oder auf eine derartige Theatertradition verstehen; zugleich aber wurde meine Sehnsucht nach der Bühne meiner Heimat am Unterlauf der Oder, nach dem Stadttheater von Stettin.

Wo Königstor und Königsplatz aufeinandertrafen, erhob sich der imponierende Bau unseres Theaters mit seiner schönen Rundung, dem in späteren Jahren ein Anbau mit zwei kleinen Türmen vorgesetzt wurde. Schon lange vor der Gründung des eigentlichen Stadttheaters durch die Stettiner Kaufmannschaft um die Mitte des 19. Jahrhunderts gab die Theatergruppe von Franziska Schuch, die als königlich-preussische privilegierte Gesellschaft ein hohes Maß an Ansehen genoß, in dem kleinen „Komödienhaus“ im Jahre 1754 ihre ersten Vorstellungen. Sie bevorzugte die Dichter Gotthold und Holberg und führte die Stücke der großen französischen Poeten Molière, Voltaire und Racine auf. Später traten dann die ebenfalls konzessionierten Truppen von Karl Döbeln, Johann Christian Weeser aus Breslau und Weesers Witwe im „Komödienhaus“ auf. In diese Zeit fielen die Aufführungen von Schillers „Räubern“ und „Maria Stuart“ und die schauerlichen, aber in jener Epoche so

sehr beliebten Ritterstücke und Rührdramen von Iffland und Kotzebue. Auch die komische Oper und das Ballett, dem die Herren der Stettiner Kaufmannschaft alle Zeiten hindurch ein auffallendes Interesse entgegenbrachten, wurden im „Komödienhaus“ gepflegt. Im Jahre 1791 mußte dieses kleine Theatergebäude wegen seiner großen Feuergefährlichkeit und Enge umgebaut werden. Am 5. November 1805 erhielten die Ältesten des Seglerhauses, also die damaligen Vorstände der Kaufmannschaft, die Konzession zu einem „königlich privilegierten Theater“.

Unter den nun folgenden Direktoren verstanden es besonders Couriol (1821—1827) und Carl Gerlach (1829—1845), das Stettiner Publikum theaterfreudig zu stimmen, so daß schließlich der Zeitpunkt näher rückte, an dem das alte „Komödienhaus“ keineswegs mehr ausreichte. In einem dringlichen Schreiben an den Magistrat der Stadt Stettin hieß es, daß die Stettiner Kaufmannschaft „schon seit längerer Zeit sowohl von Privaten in einem viel weiteren Kreise als man zu glauben scheine und auch von den Behörden gedrängt worden sei, für ein dem jetzigen Range und Verhältnis der Stadt angemessenes Schauspielhaus zu sorgen“. Am 3. April 1846 wurde dann endlich der kühne Entschluß gefaßt, das alte Haus zu verkaufen und ein neues Theater für 80 000 Taler zu erbauen. Freilich vergingen noch einmal drei Jahre, bis schließlich das von Baurat Langhans entworfene Gebäude mit einer festlichen Aufführung von Goethes „Egmont“ im Herbst 1849 feierlich eingeweiht und seiner Bestimmung übergeben werden konnte.

Trotz dieses vielversprechenden Anfangs waren die verschiedenen

Direktoren, die teils ganz aus eigener Kasse, teils mit einem lächerlich geringen Zuschuß der Stadt wirtschaften mußten, durchaus nicht immer auf Rosen gebettet. Das Publikum dankte es schlecht dem äußerst rührigen Direktor Lange, der sein ganzes Vermögen der Kunst zum Opfer brachte und ein weithin anerkannter Theaterfachmann war; es besuchte lieber das Bellevue-Theater, in dem neben einem guten Schauspiel die leichte Muse der Operette Triumphe feierte. Auch Direktor Sasse mußte einen Abgang nehmen, der wenig rühmlich und sehr plötzlich, aber von einer köstlichen Komik begleitet war. Nach vergeblichen Einzelbesuchen hatten sich seine Gläubiger, deren Zahl nicht gering war, zu einem gemeinsamen Auftreten verabredet. So rückten sie, vereint mit mehreren Vollzugsbeamten, dem unglücklichen Theaterleiter zu Leibe. Zwar glückte es ihm, aus seinem Arbeitszimmer zu entfliehen, allein, die schreckliche Meute verfolgte den Geheizen durch alle Zimmer und Gänge bis auf die Bühne. Da ließ er in seiner Bedrängnis die Bühnenversenkung in Betrieb setzen und verschwand vor den erstaunten Augen seiner Peiniger von der Bildfläche und ward nie mehr gesehen.

Indessen kamen dann wieder bessere Zeiten, und die Erinnerungen, durch die die Stettiner mit ihrem Theater verknüpft sind, gehören vielleicht zu den schönsten ihres Heimatgedenkens. Seine größte Zeit erlebte das Stettiner Stadttheater wohl unter der Ägide Illing und später unter der Leitung von Otto Ockert, der als erster Stettiner Bühnenvorstand zum Intendanten gewählt wurde. Da wirkte kein geringerer als Generalmusikdirektor Clemens Krauß sieben Jahre lang als Kapellmeister in der alten Oderstadt, der spätere Intendant des Danziger Staatstheaters Orthmann gehörte der Leitung des Stettiner Stadttheaters an, und Persönlichkeiten — sie waren es in des Wortes bester Bedeutung — wie Max Anton, der Heldenbariton Jan Mergelkamp, der unvergeßliche Hermann Maßberg, Rosa Merker, Elisabeth Dänicke, Josef Witt, der heute Mitglied der Wiener Staatsoper ist, Kammersänger Schenk, der uns von der Leinwand bekannte R. Häußler und viele andere werden den Stettinern unvergeßlich sein und bleiben.

Von den zahlreichen prominenten Gästen aus dem In- und Auslande seien hier nur Hermann Jadowlaker erwähnt, dessen herrliche Stimme in einer Aufführung von Halévy's „Jüdin“ strahlte. Leo Slezak, dessen „Tannhäuser“ ein unwiederbringliches Erlebnis war,



Nachtaufnahme vom Stettiner Theater. Die beiden vorderen Ecktürme wurden erst später angebaut. Namhafte Schauspieler wirkten an dieser Stätte, an der Clemens Krauß den Dirigentenstab führte.

FITZKY — WOLF KUSTRIN und Umg.

Schicksale der alten Oderfestung bis z. bitteren Ende.
112 Seiten, 17 Bilder, 2,60 DM
einschl. Porto.

Wilhelm Fitzky, Wolfsburg.
Postschk. Hannover 1296 64.